

Erzgebirgisches Sonntagsblatt

**Illustrierte Wochen-Beilage
zum Tageblatt „Annaberger Wochenblatt“
Hauptzeitung des Obererzgebirges**



Nummer 2.

Sonntag, den 16. Januar 1927.

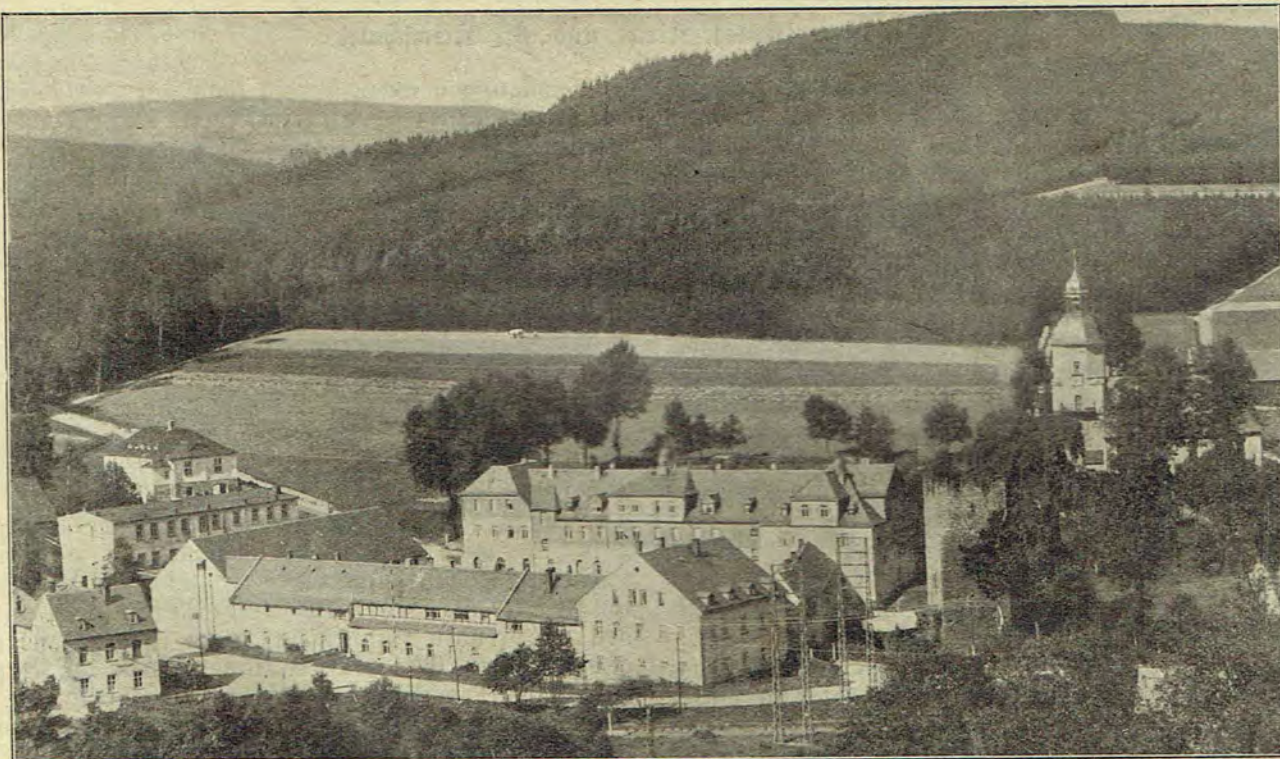
120. Jahrgang.

Der alte Ritterturm zu Tannenberg.

Von Rudi.

Wenn man zum ersten Male als Fremder über die gegenüber dem Gasthofe in Tannenberg über die Zschopau führende alte steinerne Brücke schreitet oder wenn man die Dorfstraße von Geyer kommend deren letzte Biegung am Gemeindehof einschlägt, so steht man einem eindrucksvollen massigen und trockigen Bauwerk gegenüber, wie wohl kaum ein zweites in unserem Sachsenlande zu finden ist. Jeder Fremde wird gern an den Eindruck zurückdenken, welchen das erstmalige Schauen des Turmes hervorgerufen hat. Der Einheimische aber, der täglich und wohl auch mehrere Male vorübergeht, sieht den Turm als ein selbstverständliches Stück Tannenberg an. Die Tatsache, daß das alte schwarz-graue Gemäuer schon seit Jahrhunderten an dieser Stelle steht und sich wenig verändert hat, ist zu einem Gewohnheitsgefühl geworden und damit gibt er sich zufrieden. So ist es auch so manchem noch nicht recht bewußt geworden, was für ein Kleinod der Turm nicht nur für den Ort Tannenberg, sondern auch für unser ganzes Erzgebirge bildet.

Wir stehen auf der Staatsstraße gegenüber dem Turme. Längs dieser befindet sich eine alte Steinmauer als Brüstung und Schutz gegen den Wallteich, der den Turm umgibt. Im Wasser spiegelt sich dessen Bild wieder, der in seiner zerstörten Krone Vogelbeersträucher trägt. Dahinter ragt die Kirche mit ihrem schönen Turm empor, zur Rechten stehen noch nicht verunstaltete Häuser im erzgebirgischen Baustil: Gasthof, alte Kirchschule und weiter hinten zwischen Laub- und Nadelbäumen die Pfarre. — Welch schönes Bild! Tannenberg, der du dies dein nennen darfst, halte an dieser Stelle einen Augenblick an, freue dich und danke deinem Schöpfer, der dir so ein herrliches Stück Heimat-erde gab. — Fragt man nun einen Einheimischen nach dem Zweck, den dieser Turm gehabt hat, so bekommt man in den meisten Fällen eine Erklärung, mit der herzlich wenig anzufangen ist. Es ist dies auch verständlich, weil über die Entstehungsgeschichte des Turmes wenig Klarheit besteht. Infolgedessen kann man nur auf Grund weniger geschichtlicher Anhaltspunkte mutmaßen. Eins steht fest:



Teilanfsicht von Tannenberg mit dem alten Ritterturm.

(Foto Louis Mehlhorn-Geyer.)

Der Turm dürfte in den Jahren vom 11. bis 14. Jahrhundert, also zwischen den Jahren 1000 bis 1300 entstanden sein. Als Anhaltspunkt hierfür dient der Standort des Turmes. Er steht im Tale. Wäre er nach dieser Zeit gebaut worden, so hätte man ihn, wie andere Ritterburgen usw., auf Bergeshöhe errichtet. Da nun die Schußwaffen gegen Mitte des 15. Jahrhunderts zum ersten Male im Kriege und zu Belagerungszwecken verwandt wurden, muß also unser Turm zu dieser Zeit bereits gestanden haben. Ein alter Einwohner Tannenburgs, ein Landwirt, erzählte dem Verfasser dieser Zeilen einmal, daß ihm bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sowohl im Schulunterricht als auch von den im damaligen Rittergut Tannenberg beschäftigten alteingesessenen Familien erzählt worden sei, der Turm habe einerseits als Folterkammer für Eingesperrte, andererseits aber auch den in Tannenberg sesshaften Raubrittern als Unterschlupf und als Lagerort gedient für die von den vorüberfahrenden Rauffahrteiwagen geraubten Lebensmittel und sonstigen Gegenstände. Eins wird uns sofort klar: Wir stehen auf historischem Boden und wenn uns dann noch gesagt wird, daß vom Turm ein unterirdischer Gang sowohl nach der Binge von Geyer, als auch nach den Greifensteinen bez. ins Greifenbachtal führe, so möchten wir gern näheres in Erfahrung bringen.

Der Wunsch, diesen geheimnisvollen Ort kennen zu lernen, wirkt mächtig in uns. Durch das Entgegenkommen der Gemeinde ist es möglich, den Turm durch seinen einzigen Zugang zu betreten. Aber wie groß ist unsere Enttäuschung. Feucht sind die Innenwände, naß tropft es von den Steinen. Verschiedene Steine liegen herum, die Sturm und Regen von der Krone des Turmes haben herunterfallen lassen. Mächtig dick ist die Mauer, wohl gegen 2 Meter, so daß im Innern des Turmes wenig Platz ist. Wir schauen nach oben und bemerken, daß der Turm nach oben dreiteilig ausläuft. Ein wunderlicher Anblick. Der blaue Himmel lacht uns an. Im selben Augenblick rufen aber die den Turmabschluß bildenden Steine ein leichtes Gruseln hervor. Auch sie haben sich schon wieder gelockert und sind im Begriffe, der Anziehungskraft der Erde zu folgen. Schnell verlassen wir das Innere des Turmes und freuen uns an dem sommerlichen Sonnenschein, der uns erwärmt. Im Turme, wohin kein Sonnenstrahl dringen kann, ist es sehr kalt. Doch können wir nicht verhehlen, daß wir eine starke Bitterkeit empfinden, daß dieses alte Bauwerk, und wenn es auch nur totes Gestein ist, welches mehr als 1000 Jahre mit allem was Tannenberg heißt, gute und böse Zeiten, Krieg und Wohlstand und wieder Krieg usw. erlebt hat, welches den Bau der Staatsstraßen, der Eisenbahn gesehen und über welches jetzt des öfteren schon die Flugzeuge hinweggeflogen sind, nicht mehr gehegt und gepflegt wird.

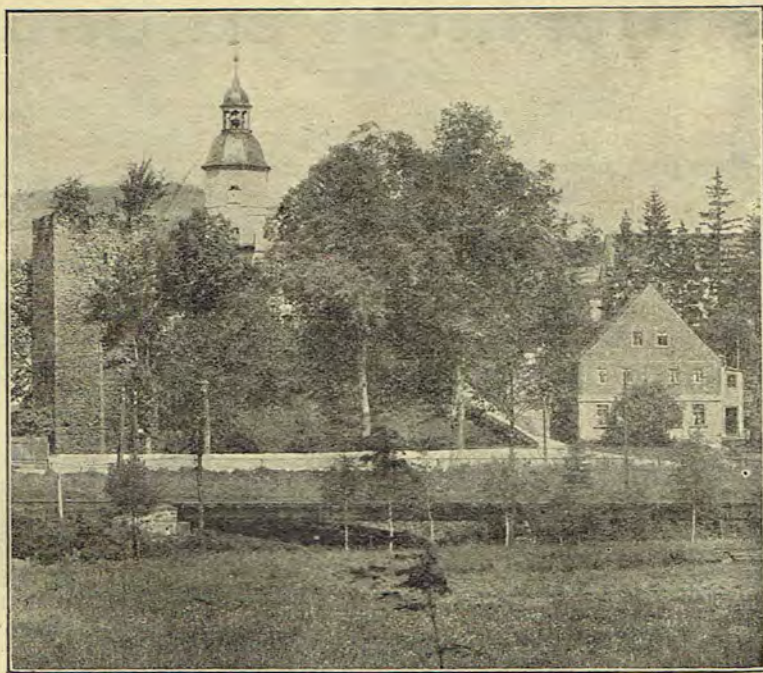
Hören wir nun, was ein Freund des alten Turmes sowohl als auch des Ortes Tannenberg selbst, Herr Oberlehrer Hermann Lungwitz in Geyer, über unseren alten Turm in seinem Buche über „Geschichte und Sage des Rittergutes und Dorfes Tannenberg“ erzählt. (Herr Oberlehrer Lungwitz

hat das mühsam zusammengetragene Material seinerzeit zu einem Vortrage in der Chemnitzer Volkshochschule benutzt).

Als Denkmal aus uralter Zeit steht der viereckige ungefähr 14 m hohe Turm neben den ehemaligen Rittergutsgebäuden, er ist jetzt noch von einem Wassergraben — von den Ortsbewohnern „Hofwall“ genannt — umgeben, der klägliche Rest der einstigen Wasserburg. Widar Ziehnert erzählt in Sachsens Volksagen: Nahe bei den Rittergutsgebäuden des Dorfes Tannenberg bei Geyer steht ein uralter, viereckiger Turm. Seine starken Mauern sind noch jetzt an die 30 Ellen hoch und von einem Wassergraben umgeben. Viel erzählt man von ihm, aber wenig Zusammenhängendes. In uralten Zeiten soll einmal ein Graf, der Besitzer dieser Gegend, eine große Jagd gehalten und sich dabei verirrt haben und mit seinem Rosse in einen Sumpf gesunken sein. Dem Tode nahe, wäre er noch von den Jägern mit Mühe gerettet worden und hätte zum Andenken den Turm erbaut. Jetzt noch soll in dem Turme der Geist eines der späteren Besitzer spuken, aber

warum? weiß niemand. Auch wollen alte Holzhacker und Bergleute den Baum wissen, wo die Seele dieses unglücklichen Spukers eingespundet sein soll. Es wäre sonst ein eiserner Reifen um den Baum gelegt gewesen, um die Seele recht fest zu halten, aber Holzdiebe hätten zuletzt auch den Reifen gestohlen. Der betreffende Baum wurde die „Hörnigbuche“ genannt und war hohl.

Urkunden über die Zeit des Erbauung des Turmes, welcher Pasklause genannt wird, sind nicht vorhanden. Nur Schlüsse können wir ziehen, wozu uns die Stelle, an welcher der Burgturm errichtet wurde, einen Fingerzeig gibt. Der Erbauer kann das Beschließen seines Turmes gar nicht



Ritterturm (links), Kirche und alte Kirchschule.

in Erwägung gezogen haben, sonst hätte er die unmittelbare Nähe eines turmhohen Hügels als Anlageplatz vermieden. Nun kamen die Schießwaffen im Kriege und zu Belagerungszwecken gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Gebrauch, der Bruderkrieg liefert hierzu ein eklatantes Beispiel. Der Turm zu Tannenberg als Pasklause dürfte die Feuerprobe zuerst bei einem Hussiten-einfall bestanden und in derselben seine hölzernen Anbauten verloren haben. Ziskas fanatisierte Scharen hatten den Kamm des Erzgebirges überklettert und hielten im Meißner Lande blutige Einfuhr. Im Jahre 1427 waren sie in Schlettau und bei ihrer Wiederkehr am 29. August 1429 äscherten sie das Städtlein trotz der tapferen Gegenwehr der Bürger vollständig ein — und in demselben Jahre sind sie in Zschopau. Der Weg dem Zschopaufluß entlang war ihnen vorgezeichnet, da es keine andere Straße gab. Daß diese wilden Gesellen die Pasklause in Tannenberg und die vorhandenen Gehöfte unbehelligt ließen, wer könnte dies glauben! Auch unser Tannenberg wird unter den zerstörenden Händen in Rauch und Flammen aufgegangen sein. Mit der Pasklause wurde die Burgkapelle zertrümmert, denn daß eine solche vorhanden war, ergeben die im Schutte der Burg 1770 aufgefundenen Überbleibsel einer zerbrochenen Glocke.

(Schluß folgt.)

nachgezogen. Hab' ihn lang nicht gefunden. Vor einer Woche hab' ich ihn an der Donau gestellt. „Euer Gnaden“, sag' ich, „daß die Oberammergauer mich nicht drin haben wollen, versteh' ich, aber daß sie mir mein Weib nicht rausgeben —“ „Das ist Sache der Gemeinde“, sagt er. — „Euer Gnaden“, sag' ich, „in Eschenloß ist alles ausgestorben. Ich allein bin über. Bittschön, Euer Gnaden, schreibt mir einen Schein, daß die Marie raus darf, bitt' gar schön.“ Hat mir lang ins Gesicht geschaut. „Da“, sagt er endlich, „hast den Schein — möglich, daß er nicht mehr nötig ist —“

„Ist es auch nicht mehr“, sagt sie herb.

„Marie, ich versteh' dich nicht, was hat es denn gegeben?“

„Was es gegeben hat, wirst du wohl wissen!“

„Nichts weiß ich, als daß ich den Schein hab' — schau, da ist er. Den, wenn du vorzeigst auf dem Rathaus, müssen sie dir deinen Weg freigeben — Marie, freu' dich, zusammen gehören wir jetzt auf Zeit und Ewigkeit!“

Um ihren Hals legt sich der Kuttenarm. Sie macht sich frei: „Auf Zeit? ja, Sepp, das haben wir hinter uns. Aber die Ewigkeit, die ist verspielt.“

„Jetzt werde ich wild, wenn du nicht auf der Stell' sagst, wer mich schlecht gemacht hat bei dir!“

„Die Pestilenz!“

Da fährt er zurück: „Ist etwa — einer — gestorben — herin?“

„Ja, einer! Freilich hat es mit einem angefangen, mit der Klöcklin. Dann hat es dem Gugelmann die Seinen gelegt, fünf auf einmal. Dann den Glasernazi und seine Frau. Dann den Lipfenpeter an der Schnitzbank. Dann unsern Bürgermeister mit die Sechs und Zwölf. Dann die ganze Straße nach der Eselleine gelegt und der Pfarrer liegt im Sterben und vor einer Stund' ist die Bas —“

„Hör' auf, hör' auf! Ich ertrag' es nicht!“

„Zum Einschleppen hast du es ertragen!“

„Ich, eingeschleppt — ich!“

„Ja, du!“

„Bist nährisch! Ich war keine Minute krank!“

„Haha, wird doch der Reiter nicht sein Roß erschlagen!“

„Reiter — Roß —?“

„Du bist das Roß, auf dem der schwarze Tod uns erritten hat!“

„Marie!“

„Deine Pragen weg, deine schwarzen!“

„Vergeß nicht, daß du mein Weib bist, Marie!“

„Ich bin eine Oberammergauerin — und Oberammergau hast hingemacht, du!“

„Laß mich ein, sag' ich!“

Sie schmiß das Fenster zu. Er riß die Haustür auf und rüttelte an ihrer Zimmertür: „Ein laß mich, sag' ich!“

„Nicht eher, bis daß du wieder rausgeschleppt hast, was du eingeschleppt hast!“

Mit den Fäusten schlug er an die Türe. Dawider schmiß er sich. Sie gab nicht nach. Eichen war sie, Oberammergauer Eichen. Und der Schrägensepp von Eschenloß hatte sie der Braut geschnitz.

Er verlegte sich aufs Flehen: „Marie, wirst doch nicht deinen Mann wie einen Hund vor deiner Tür die ganze Nacht —“

„Geh in die Kuchel hinter.“

„Aber die Bas —“

„Du brauchst dich nicht genießen. Die weißt du nicht. Auch nicht, wenn du dich hineinlegst zu ihr. Die steht nimmer auf. Die hast du auch auf dem Gewissen —“

„Ich nicht — ich nicht . . .“ Er tobte nicht mehr, er wimmerte: „Zwölf Stunden bin ich gegangen heut' zu dir — todmüde bin ich — ein laß mich, hinein —“

„Möchtest du mich auch noch holen, du Pestknecht! Ich spür es, er sitzt dir auf dem Genick, der Schwarze!“

„Marie, Eheleute sind wir, wir gehören zusammen —“

„Auseinander gehören wir, bis du es gebüßt hast, Sepp.“

„Gebüßt?“ lallte er todmüde, „wie — wie — soll — ich — es büßen?“

„Das ist deine Sache!“

„Hinein laß mich“, lallte er im Sitzen, voll des Schlafes.

„Rein — raus — ich hab' es schon gesagt: Wenn du es rausgetragen hast, dann komm herein . . .“

Er hört nicht mehr. Sein Kopf sinkt tief herab. Wie eine braune Schnecke krümmt sich seine Rutte. Er schläft. Nur im Traume dann und wann ein Lallen: „Büßen? . . . hineintragen? . . . heraustragen? . . .“

Der Morgen zieht herauf, der Sonntagmorgen. Leise öffnet sich die Türe. Sie steht da, verhärmt und dennoch voller Lieb'. Sie schaut ihn lange an, den Schläfer. Von ihrem Hals nestelt sie ein gülden Kreuz am Rosenkranz. Der Gekreuzigte hängt daran. Vorsichtig läßt sie es über seinen Nacken gleiten: „Vielleicht hilft er uns . . .“

Sie schließt die Türe wieder. Sie poltert hart: „Wach auf und geh!“

Trüb haßt die Sonntagsfrühe auf dem Marktplatz. Weiber kommen, das Gebetbuch in der Hand. Sie schließen sich zusammen, streben nach der Kirchentür.

„Daß es heute garnicht geläutet hat zu der Frühmess'?“



„Vielleicht hat die Glocke auch die Pest gekriegt?“

„Meinetwegen, ich kann ohne Glocke beten.“

„Wenn uns nur in all dem Grausamen unsere Kirche bleibt und die Messe — auweh, gefehlt ist es — die Kirchentür ist zu — es wird doch nicht — es wird doch nicht? . . .“

Auf dem Kirchenplatz sammeln sich erregte Menschen.

Da tragen sie den toten Pfarrer aus dem Pfarrhaus. Ein Schreien aus der Menge: „Wir haben keinen Pfarrer mehr, keinen Pfarrer und keine Messe! . . . Herrgott hilf uns, hilf uns! . . .“

„Hat geholfen!“ reckt sich der verrückte Gugelmann und streckt die Hand aus: „Da — dort kommt er!“

„Wer . . . wer? . . .“

„Der neue Pfarrer.“

„Ah, der Klausner! . . . sie haben ihn heruntergeholt . . . er liest uns die Messe . . . gelobt sei Jesus Christus, Bruder Klausner.“

Der neigt sich tief: „In Ewigkeit Amen.“ Und hastet vorbei.

„Halt, Bruder Klausner, halt! Die Mess', unsere Messe!“ Tiefer sinkt der Kopf: Soll er bekennen? soll er fliehen?

Da, was schlägt ihm gegen das Kinn? Ein Rosenkranz. Wie kommt der um seinen Hals? Ein gülden Kreuz, ein kühles, mit dem Gekreuzigten darauf — wie kommt das Kreuz auf seine Brust?

„Die Messe!“ drängt es auf ihn ein, „die Messe, unsere Messe!“

Er schwankt.

„Halt still“, sagt der Gekreuzigte auf der Rutte, „halt still — auch ich hab' still gehalten.“ (Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus aller Welt

Der englische König bei den Australiensfliegern

Kurz vor dem Start zu dem großen Australiensfluge stattete der König von England dem Fliegerlager in Mildenhall einen Besuch ab, wo ihn (X) unser nebenstehendes Bild im Gespräch mit den Fliegern zeigt.

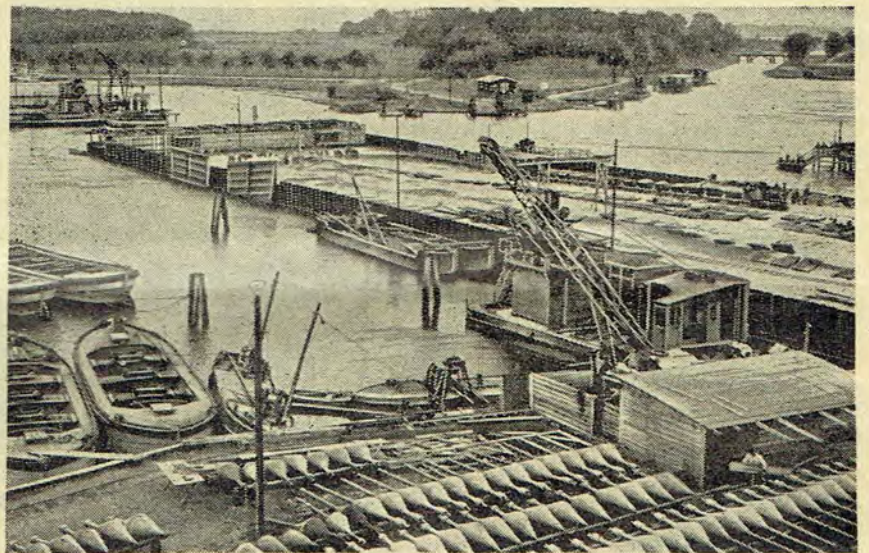


Die Reichspost ehrt Friedrich Schiller

Aus Anlaß der 175jährigen Wiederkehr des Geburtstages Friedrich von Schillers am 10. November gibt die Reichspost diese neuen Schiller-Briefmarken heraus. Größe und Farbe sind die gleichen wie sonst. Der Entwurf stammt von Prof. Karl Bauer, München.

Insel Rügen wird Halbinsel

Der Bau des Rügendamms schreitet rüstig fort. Unser nebenstehendes Bild führt uns an die Baustelle Ziegelgraben-Brücke. Im Hintergrund die Insel Dänholm, die zunächst mit dem Festland verbunden wird. Zwischen den Spundwänden wird Erdreich für den Damm aufgeschüttet. Im Vordergrund eine Reihe von Bojen, die ebenfalls beim Bau Verwendung finden.



Das Wappen der Familie Göring

Ein Berliner Heraldiker ist zurzeit mit der Schaffung eines großen Glaswappens der Familie Göring beschäftigt. (Siehe nebenstehend links.)

Neue Wohlfahrtsmarken der Reichspost

Die Reichspost gibt am 5. November neue Wohlfahrtswertzeichen zugunsten der deutschen Nothilfe heraus. Wir zeigen (nebenstehend rechts) links oben das Wertzeichen der Postkarte zu 6,- und dann die Markenwerte von 5, 8 und 12,-, die der Reihe nach einen Maurer, einen Baumeister und einen Bauer darstellen.



Bilder aus aller Welt

Tag des deutschen Handwerks am 28. Oktober 1934

Deutsche Handwerker bei der Arbeit:
Bäcker, Tischler, Schuster, Schorn-
steinfeger, Schneider und Fleischer.

*

Schenkt dem Handwerk Eure Gunst.
Ehrt der Meister hohe Kunst.
Schmückt und stattet reichlich aus
Straßen, Fenster, Tür und Haus.



Gömbös in Warschau

Der ungarische Ministerpräsident
Gömbös stattete der polnischen Lan-
deshauptstadt einen bedeutsamen
Besuch ab.



Die Boger beim Olympiatraining

Die deutschen Boger haben in Ben-
neckenstein im Harz ihr Trainingslager
aufgeschlagen, wo sie sich für das kom-
mende Olympia vorbereiten.



(Fortsetzung von Seite 3.)

Da schwankt er nicht mehr. Da läßt er sich zur Kirche drängen. Da schreitet er durchs Kirchenschiff. Da steht er am Altar, vorm Tabernakel, vor dem Silbermeßbuch: „Herrgott, ich kann ja nicht Lateinisch, kann die Formeln nicht!“ Und wieder sinkt der Kopf zur Brust.

„Was Lateinisch und was Formeln!“ haucht ihn an vom Kreuz, derweilen sich die Bänke füllen.

Da wendet er das zuckende Antlitz zum Altar. Da betet er, der Eschenloher Holznecht, voller Inbrunst in sich hinunter: „Herr, gib mir die rechten Worte —“

„Was Worte!“ haucht's herauf.

„Herr, gib mir die Kraft und Zuversicht —“

„Was Kraft und Zuversicht!“

„Herr, lehr mich Demut, lehr mich Schmerzen —“

„Du hast, was not tut.“

„Ich hätte, Herr?“

„Hast du nicht die Nacht vor ihrer Tür gewunden — Sepp von Eschenloh, beginne!“

Und er begann mit abgewandtem Gesicht und hoherhobenen Armen mit seiner rauhen Holzerstimme im Kirchenton zu singen: „Der Herr hat uns geschlagen — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

Die in den Bänken horchen auf und fangen an zu wispern: „Ist das eine Meß? — Bscht, halt eine Klausner-Meß!“

„Der Herr hat seinen schwarzen Tod geschickt — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

Murren in den Bänken: „Bruder Klausner, du verlangst zuviel —“

„Der Herr hat alles, so wir lieben — lieben — in Gift und Gall und grausam Schmerz verkehrt — der Name des Herrn sei gelobt . . .“

In den Bänken flüstert es: „Soll das ein Trost sein? . . . Der schneidet uns ja noch mehr ins Fleisch . . .“

Auf geht die Kirchentür. Dort steht eine schwarze Rutte. Der Klausner ist es von droben, den die Pest nicht hat besiegen können, zu dem sie noch des Nachts hinaufgepilgert sind: „Bruder, hilf uns . . .“

Die Köpfe wenden sich. Die Köpfe gehen hin und her. Sie können noch nicht fassen. Wenn der an der Tür der Klausner ist — ja, er ist's, sie kennen ihn — wer ist dann jener Mann am Altar, der jetzt wieder anhebt:

„Herr, du züchtigt uns mit eisernen Ruten —“

„Herr“, singt der Klausner an der Tür gegen: „Herr, erlöse uns von dem Uebel . . .“

„Endlich, was wir brauchen —“

„Herr, wir knien vor deiner Tür in Schmerzen und du läßt uns nicht ein . . .“

„Herr, du bist gnädig und barmherzig . . .“

„Herr, du gießest Spott und Hohn in unsere Wunden . . .“

„Herr, du salbest das zerrissene Herz mit lindem Oele . . .“

„Herr, salbe uns!“ schrie die Gemeinde, „salbe uns! . . . Bruder an der Tür, komm vor und segne uns!“

Da wandte sich der falsche Klausner am Altar. Sie sahen sein Gesicht. „Das ist der falsche!“ schrien sie . . . „Das ist kein Klausner!“ riefen sie . . . „Das ist — das ist —“

— der Schragensepp!“ schrie einer.

Da erhob sich Gugelmann: „Der da ist derselbe Klausner, der uns Feuer geschlichen ist — einen Tag später hat es den ersten gerissen!“

Stille in der Kirche. Jetzt brüllt es auf: „Der hat uns die Pest gebracht! . . . Der hat's heilige Gewand geschändet! . . . Der hat's halbe Dorf umgebracht! . . . Schlagt ihn tot, den Hund!“

Zitternd stand der Schragensepp. Sein Kreuz erklirrte: „Halte still, auch ich hab stillgehalten.“

Sie stürzten auf ihn. Er streckte die Arme aus.

„Er will uns die Pest anzaubern!“

Da wichen sie zurück. Eine Gasse wurde frei. Er schritt

hindurch. Vorbei am Klausner, der ihn ansah: „Du hast meine Rutte, Bruder —“

„Gestohlen hat er sie ihm, gestohlen, der Hund!“ gellte es . . . „Die Pest uns gebracht im gestohlenen Heiligengewand! . . .“

Sie waren nicht zu halten. Größer war die Wut, denn alle Angst. „An den Galgen, an den Galgen!“

Es schwemmte ihn hinaus zur Tür auf den Platz. Sie spien ihn an, sie schlugen ihn. Auch in ihm stieg helle Wut auf. Seine Holzerfäuste ballten sich.

„Laß sie schlagen“, weht's ihn an. „Hiebe treffen Knochen, nicht die Seele.“

(Schluß folgt.)

Moosch'n Feiertag



Erinnerungen an meine Annaberger Schulzeit (1877—1880)

Von Hermann Hempel, Stadtkammern i. R.

Es sind keine besonderen Erlebnisse, die ich hier niederschreibe. Ich beabsichtige nur, meinen ehemaligen Schulfreunden, von denen annehmbar einige noch leben und diese Zeilen lesen werden, dies und jenes, was mir im Gedächtnis haften geblieben ist, in die Erinnerung zurückzurufen, und anderen wissen zu lassen, wie es damals, vor reichlich fünfzig Jahren war zum Vergleich mit heute. Veranlassung dazu gibt mir ein in einem Sonntagblatt von 1933 enthaltenes Bild, das das alte, während meiner Schulzeit noch benutzte und jetzt die Landwirtschaftliche Schule beherbergende Gebäude mit der früheren, vielstimmigen Aufschrift „Nützlich und nützlich“ zeigt. Die Bedeutung dieser treffenden Worte habe ich freilich damals nicht erfasst, sie vielmehr in meinem kindlichen Scharfsinn so gedeutet, daß damit die Funktion gemeint sei, die dem in den Räumen unter der Aufschrift wohnenden Schulhausmann oblag: Die besondere körperliche Züchtigung, die Schüler wegen schwererer Vergehen verdient hatten, zu vollziehen.

Wir schrieben das Jahr 1877, als ich schulreif geworden war. Von der Mutter wie üblich „eingeführt“ und voller Erwartung auf die Zuckertüte, die nach Mutters Ausspruch der Lehrer jedem Kinde als eigene Gabe in den Arm legen würde, fiel denn auch mein Blick sofort auf den neben dem Ratheber stehenden Kinderkorb, in dem sich zu einem kleinen Berge gestürzt die Tütchen lagen. „Tütchen“ sage ich absichtlich und denke dabei an die heutigen Tüten, die oft die Körperlänge des Kindes erreichen, ja zuweilen diese sogar übertreffen. Auch der Inhalt war nicht so verlockend wie heute. Nicht selten mußten Dreierbrötchen helfen, die Tüte zu füllen. Glückwünsche von nah und fern, Blumen oder sonstige Geschenke als Erinnerungsgabe sowie „Abnehmenlassen“ des kleinen Schulbürgers kannte man damals, wenigstens in den unteren und mittleren Volksschichten, nicht. Man betrachtete die Schulaufnahme eben als das, was es in Wirklichkeit ist: eine sowohl für das Kind wie auch für die Eltern ernste Angelegenheit, deren Wichtigkeit nach damaliger Ansicht gemindert worden wäre, hätte man sie, wie vielfach heute, zu einer Festlichkeit gestaltet, an der Verwandte und Bekannte teilnehmen. Ja, die Sucht, möglichst jede Begebenheit festlich zu begehen, hat — namentlich in den Städten — recht überhand genommen. Trotz schwerer Zeit findet man das Leben ohne öftere Veranstaltung von Festlichkeiten oder Teilnahme an solchen nicht lebenswert. Doch zurück zur Schule. Mein erster

öffentlicher Erzieher war ein älterer grundgütiger Mann, der es in besonderem Maße verstand, durch Geduld und freundliches Wesen seine A-B-C-Schützen an sich zu fesseln und ihre Aufmerksamkeit ohne Stock und Strenge zu erlangen. Unter solchen Verhältnissen verlief das erste Schuljahr recht harmonisch. Der Eifer war von einem geschickten Schulmann geweckt worden und nun galt es, die Sprossen der Klassenleiter nach und nach zu erklimmen. In den späteren Schuljahren wurde natürlich etwas fester zugefaßt. Ob das immer mit dem angewendeten Druck nötig war, soll dahingestellt bleiben. Der Rohrstock spielte nach meiner heutigen abgeklärten Auffassung eine zu große Rolle, insbesondere in der Schreibstunde, in der der Klassenlehrer nicht unterrichtete. Zwei Schreiblehrer habe ich in Annaberg kennen gelernt. Das waren gar gestrenge Herren. Der eine gab in Miene und Ton, die keinen Zweifel am Ernst seiner Worte aufkommen ließen, bei Beginn der ersten Stunde bekannt: „Wer einen Klex macht, bekommt ein paar übergezogen.“ Die damalige, vom Schulhausmann hergestellte Tinte war flüssiger als die heutige, sodaß beim etwas zu tiefen Eintauchen ein Klex selbst beim gewandten Schreiber keine Seltenheit war. Und so kam es denn, daß ich, durch die Drohung etwas ängstlich geworden, als erster unversehens einen grauschwarzen Tropfen auf den Linien meines Heftes hatte. „Komm vor“ rief der Gestrenge, dem mein Mißgeschick nicht entgangen war. „Bück dich“ war der zweite Befehl und mein Rückenende bezog zwei kräftige Hiebe von der noch nicht ermüdeten Hand des Meisters. Dies hat sich bei mir nicht wiederholt, wohl aber in jeder Schreibstunde so und so viele Male bei meinen Mitschülern; soweit es ihnen nicht gelang, in einem unbewachten Augenblick den Gegenstand des „Verbrechens“ wegzulecken. Einer von den Schülern, die Lederhosen trugen, wußte die schmerzende Wirkung der Schläge dadurch abzuschwächen, daß er seine Rehrseite mit Heu ausstopfte. Dies verstärkte zwar das Geräusch der Schläge, machte sie aber fast gefühllos. Ueber den gelungenen Streich freuten wir uns mit dem Empfänger der Schläge nach Schluß der Stunde unbändig. Der andere, wohl etwas jähzornige Schreiblehrer, strafte nach einer „besseren“ Methode. Er ließ, manchmal schon, wenn unsere Buchstaben keine täuschende Ähnlichkeit mit den von ihm an die Tafel kalligraphierten hatten, Pfötchen machen, das ist: die Finger an den Spitzen zusammenschließen, und schlug mit dem Stock darauf, was bei dem feinen Gefühl in den Fingerspitzen äußerst schmerzhaft war. In der Hitze des Gefechts geschah es auch, daß er sich des Tafellineals bediente, um Unaufmerksamkeit oder sonstiges zu fügen. Dieser Lehrer wollte es durchaus erzwingen, beim Schreiben Zeige- und Mittelfinger gestreckt an den Federhalter zu legen. Dies gelang nur wenigen Schülern. Auch ich bringe es, obwohl ich die Feder zeitlebens geführt habe, bis heute noch nicht zuwege. Da griff er zu einer Erfindung, dem sogenannten Schreibstäbchen. Dieses Ding bestand aus einem runden mehrere Zentimeter langen Hölzchen, in dessen Mitte sich ein Ring befand, durch den der Mittelfinger gesteckt werden mußte und wodurch dieser und der Zeigefinger gewaltsam gestreckt wurden. Es war geradezu eine Tortur, mit diesem Werkzeug schreiben zu müssen. Wir haben uns daher um dessen Benutzung gedrückt, wo wir nur konnten. Ich habe später diese unangenehmen Hilfen nie wieder gesehen.

Daß dem Lehrer als berufenen Erzieher ein gewisses Strafrecht zustehen muß, wird jeder vernünftige Mensch einsehen. Man hat ja wohl auch, wenn ich recht unterrichtet bin, die körperliche Züchtigung in beschränktem Umfange wieder zugelassen. Allein, die frühere Freiheit in dieser Hinsicht hat denn doch zu Uebertreibungen geführt. Schläge sind zweifellos am Plage bei fortgesetztem Ungehorsam, bei Widerseßlichkeit und anderen mit der Schuldisziplin nicht verträglichen Handlungen, schließlich auch noch bei erwiesener Faulheit, nicht aber dann schon, wenn ein Kind nicht gleich begreift oder ein Klexchen macht. Im übrigen muß ich den Annaberger Lehrern, die mich zu unterrichten hatten, bezeugen, daß sie es meisterhaft verstanden haben, ihren Schülern beizubringen, was notwendig war. Diese Erkenntnis

ist bei mir nicht erst jetzt im vorgerückten Alter gekommen. Ich und auch mein etwas jüngerer Bruder merkten den Erfolg der Annaberger Schule schon, als wir infolge Versetzung unseres Vaters den Rest der Schulzeit in einer Dorfschule mit nur zwei Lehrern verbringen mußten. Dort waren wir mit unserem Wissen den andern Schülern um zwei Jahre voraus. Dies haben wir nur den ausgezeichneten Annaberger Lehrern zu verdanken. Auch bei meinen Kindern habe ich bemerkt, daß im Schulunterricht ein Unterschied besteht.

Schulpaziergänge gehörten in Annaberg nicht, wie jetzt mit zum Stundenplan, sondern zu den Seltenheiten. Man hatte zu jener Zeit die Auffassung, daß der Unterricht in der Schule selbst gerade noch ausreiche, um dem Kinde schulischerseits das unbedingt Nötige auf den künftigen Lebensweg mitzugeben. Um aber den Kindern doch etwas zur Unterhaltung und Belustigung zu bieten, fand jedes Jahr unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung ein Schulfest statt. An diese Feste — bei einem war ich dabei — erinnere ich mich besonders gern. Bedingung für die Abhaltung war günstiges Wetter. Sie wurde von einem durch die Hauptstraßen ziehenden Trommler bekannt gegeben. Blieben die sehnlichst erwarteten Wirbel aus, gab es verdrießliche Kindergesichter, denn, anstatt des erhofften Festtages gab es Schulunterricht. War der Wettergott gnädig, ließ sich die Unruhe der Kinder kaum bändigen. Ich glaube, es war auf dem Marktplatz, wo am zeitigen Vormittag gestellt wurde. Dann ging es, die Jungen mit Fahnen in den Reichs- oder Landesfarben, die weißgekleideten Mädchen mit Kranzstöcken, durch die Straßen, vorbei an den Spalier bildenden und Süßigkeiten reichenden Eltern und Bekannten. Der Nachmittag war den Spielen auf dem Schützenplatz vorbehalten. Dort gab es neben reichlicher Bewirtung Gelegenheit zu lustigem Zeitvertreib. Es war für alles und für alle gesorgt. Jede Altersklasse fand das für sie Passende vor. Das meiste Interesse zeigten die Jungen für die Kletterbäume, die ihren Bezwingern an der Spitze hängende Würstchen, Taschentücher und ähnliches als Belohnung boten. Manch einer mußte auf halbem Wege aufgeben. Die Stangen waren aber auch zu glatt. Es gehörte schon ein gut Teil Geschick dazu, bis zu den ziemlich hoch hängenden Gaben zu gelangen. Obwohl der „Tarif“ nur die jedesmalige Entnahme von einem Würstchen zuließ, brachten es die Gerissenen von den großen Jungen fertig, deren zwei zu lösen und sie in lustiger Höhe zu verzehren, was von den Untenstehenden mit lautem Beifall aufgenommen wurde. In meinem letzten Schulorte gab es nur alle zwei Jahre Schulfest. Diese Feste konnten sich freilich mit den Annaberger Schulfesten nicht messen; es fehlten die Mittel.

An sonstigen kleinen Ereignissen während meines Annaberger Aufenthaltes sind mir folgende noch erinnerlich: Der große Brand in der mit der oberen Wolksteiners Straße gleichlaufenden Straße, auf deren Namen ich mich im Augenblick nicht besinnen kann. Dort brannten im Hochsommer bei großer Hitze eine Reihe alter Häuser nieder, die, in ein Flammenmeer gehüllt, einen schaurig-schönen Anblick boten. Noch heute sehe ich im Geiste einen alten Mann mit der Gießkanne in der Hand auf dem Stroh- oder Schindeldach seines mitbedrohten Häufels sitzen, bereit, etwa überspringende Funken sofort zu löschen. Weiter war ich Zeuge, als beim Grundgraben für die neue Schule eine große Menge menschlicher Knochen zutage gefördert und mit Pferdegeschirren nach dem Friedhof gefahren wurden. Diese Gebeine stammten wohl von Freiheitskämpfern, die in Annaberger Lazaretten gestorben waren und neben der Kirche Massengräber gefunden hatten. Und schließlich soll noch eine lustige Begebenheit erwähnt werden: der Seiltänzer, den ich noch vor Augen habe, als er auf dem vom unteren Teile der Annenkirche nach einem gegenüber gelegenen Hause gespannten Seile schritt und auf des Weges Mitte mindestens ein halbes Duzend Röcke und Westen auszog, die er in die Zuschauermenge warf. Dadurch entpuppte sich aus einem behäbigen und schwerfälligen Menschen in Bauerntracht ein schlanker schmucker Seiltänzer in Trikot.



Zur Weihe des „Horst-Wessel-Tales“ in Neudorf i. Erzgeb. am 21. Oktober 1934

Von Kantor G. Bogelf, Neudorf

Willkommen! Bewohner des Sehmatal, die ihr schuft das würdige Mal. / Grüß Gott! euch vom ganzen Erzgebirg, die ihr kamt in so statt-

Zum 800. Jubeljahr des Hauses Wettin pflanzten Förster und Waldeute mit Fleiß / ein prächtiges, fichtenes Naturdenkmal hier, ein Juwel im Sächsentreis. / Doch verblendeten Volkes gewalttätige Hand vernichteten roh das Mal, / beraubt ward unsere Gegend eines herrlichen Schmucks. Wie kläglich sah aus nun das Tal.

Du freundlicher, kleiner Wiesengrund, einst von finsternen Fichten gefüllt, / wo gefährliches Raubzeug bei Tag und bei Nacht nachstellte dem flüchtigen Wild, / durch dich zog ein Salzpfad nach Böhmen hinein, und du hörtest Kragdorfs Weh, / dann bauten die Nachkommen des Köhlers Schmidt ihren Kretscham dort auf der Höh'.

Bald klang das liebliche Kirchenglocklein von dem neuen Dörflein herauf; / hier blieb friedlich trotz Krieg und Pest und Not und der weiten Welt wildem Lauf; / bis auch dieser Wald der Art verfiel und der Pflug seine Furchen riß / und auf der neuen, zum oberen Wiesenthal führenden Straße das Posthorn blies.

ist, wie es kündet das Mahnmal, / die neue Pflanzung mit dem Hakenkreuz, das Horst-Wessel-Tal.



Da gründete Hitler das neue Reich. Die deutsche Seele erwacht. / Die Liebe zum Bruder, zum deutschen Volk, zur Heimat — vom Führer entfacht / begeisterte heimatliebende Männer des Orts, das geschändete Mal zu erneu'n, / daß uns nun Hakenkreuz und das Gründungs-jahr des dritten Reichs hier erfreu'n.

Gelungen ist das herrliche Werk, gekrönt edler Männer Bemühn. / Ein jeder blickt gern von der Straße herab auf das Naturdenkmal in Grün. / „In Treue dem Führer“ gewidmet

Der große Färbermeister Herbst im Auersberggebiet am Werke

Im großen Rhythmus des Lebens ist der Herbst der höchste Aufstakt, die Zeit der herben Reife. Im Wogengang der Jahreszeiten hat der Herbst, dieses letzte Hinauf, auch schon sein Hinab in sich selbst. Es gibt einen Rhythmus, den wir schaffen können, und es gibt einen, dem wir gehorchen müssen. Das ist das ewige Auf und Ab in der Lebenskraft, das ständige Kurvenspiel zwischen dem Frühling mit seiner Liebe, dem Sommer mit seinem Reifen, dem Herbst mit seiner Fülle, und dem Winter mit seiner Erstarrung, mit seiner Ruhe. Das ist kein Gehorchen mehr, sondern Respekt vor den unerbittlich wartenden Gesetzen des ewigen Lebens. Darum preisen wir den Herbst als die Zeit der großen Fülle, wo die ganze Natur in Farbenorgien erglüht, bevor sie in die Sterbemelancholie des November versinkt. Und dieser folgt der schöne weiße Tod des Winters und ihm — der neue Frühling! Nun hat auch im Auersberggebiet der Herbst seinen Einzug gehalten. Mit Blitzen und Donnergerollen überließ ihm der scheidende Sommer in den letzten Tagen das Regime. Infolge seiner Höhenlage ist die Obsternte im Auersberggebiet nur allzu bescheiden. Doch wird der Versuch, Fortschritte zu erzielen, unermüdlich fortgesetzt. Noch lacht tagsüber, wenn erst die gespenstisch grauen Morgennebel gewichen sind, die Sonne gar freundlich, so daß man meint, die Reihe schöner Tage nähme kein Ende. Und doch taumeln schon weiße Blätter aus den Wipfeln und vergolden den grünen Rasen. In den dunklen Wäldern im Gebiet züngeln die farbigen Flammen der Laubbäume auf. Bald wird die Glut tiefer wer-

Lied eines Erzgebirgers

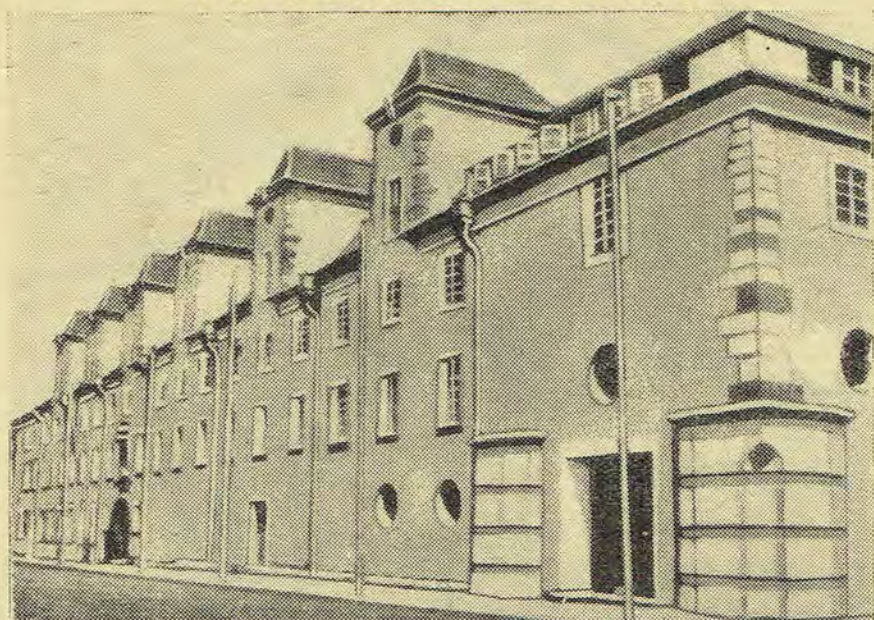
Wäht du wu die schönsten S'warzbeer blih,
Alt un gung wuhl in de Schwamme gieh,
Un jeder in a klänen Hessel wuhnt,
Un dr Herrgott uns mit Frieden wuhl beluhnt,
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,
Un meine Hamet, die vergaß ich net!

Wäht du wu die huuchn Tanne stieh,
Un de Preißelbeer su herrlich blih,
Un wu von dr Sonn' beschie,
Fern die grün'n Barg stieh,
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,
Un meine Hamet, die vergaß ich net!

Un wenn ich in dr Fremd dann stieh,
Einsam un verlassen bie,
Aus'n Nag mir wuhl 'ne Tran' fließt,
Do denk ich: Hamet sei gegrieht!
Ja, dos is im Erzgebirg, in meiner Hamet,
Un meine Hamet, die vergaß ich net!



den. Was an gelbem, rotem, grünem und braunem Gold vom kühlen Herbstwind bewegt in den Bäumen zittert, das läßt die Sonne gleißen und flirren, als ob wie himmlische Kraft in Gestalt eines Goldregens sich auf die Erde herabsenkte. Die Birken, diese Frauen unter den Bäumen, mit ihren weißen, schlanken Leibern und den zarten Goldnegen im Gezweig, sie übertreffen alles Schöne im Gebiet. An manchen Stellen leuchten sie schon schwefelgelb, blasser der Ahorn. Später flammen die spitzblättrigen Eichen brennend rot und karminrot die Kornelkirsche und Brombeere. Am Waldboden und an Rainen mischen sich die Beerensträucher und Farne in dieses Farbenspiel. Wochenlang hält die Farbenpracht hier oben an. Hinzukommt noch das Rufen unsrer Zugvögel, das einem so bänglich ans Herz greift. Es herrscht Eintracht unter ihnen in diesen für sie schweren Tagen. Es wird Waffenstillstand geschlossen; was sonst einsam horstet oder sich befiehlt, zieht gemeinsam die Straße nach Süden. Millionen werden in diesen Tagen denken: könnten wir es den Schwalben nachmachen! Sie reisen ohne Paß nach dem Süden, und — ohne Geld. Wer in und mit der Natur lebt, der kann niemals ganz unglücklich sein! Freilich — nur der Schlüssel verstehender Liebe öffnet den Zauber der Natur. Wer sich in die Natur vertieft, empfindet niemals Langweile und beherrscht meisterhaft die schwere Kunst, die Einsamkeit zu ertragen. Gerade jetzt in diesem beginnenden Farbenspielen hat das Gebiet soviel zu geben, daß die Tage und Wochen trefflich genützt werden möchten, hinaus zu pilgern ins Auersberggebiet.



Das Haus des Deutschtums in Stuttgart.

Das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart blickte am 10. Januar auf ein 10jähriges Bestehen zurück. In den wenigen Jahren, die seit seiner Gründung verflossen sind, ist es zum Mittelpunkt auslands-deutschen Lebens und Strebens weit über Württemberg und das Reich hinaus geworden. Die Zeitungs-, Bild- und Karten-Archive sowie die Bücherei des Instituts enthalten Schätze, die für Erforschung und Lehre vom Auslandsdeutschtum unentbehrlich sind.

Unruhen in Mexiko.



Eine Gruppe mexikanischer Rebellen.

Das energische Vorgehen des mexikanischen Präsidenten Calles gegen die amerikanischen Elgesellschaften führte zu einer Verschärfung der Beziehungen der beiden Staaten. Mit der Steigerung der Aktivität der Vereinigten Staaten gegen Mexiko hängt auch offensichtlich die Zunahme der revolutionären Umtriebe in Mexiko zusammen. In Leon und Concepcion soll es der mexikanischen Regierung bereits gelungen sein, die Aufstände niederzuschlagen, dagegen sind in Zacatecas die Revolutionäre erfolgreich.

Das Problem des Heeresersatzes. Auseinandersetzung zwischen General Reinhardt und Koch.



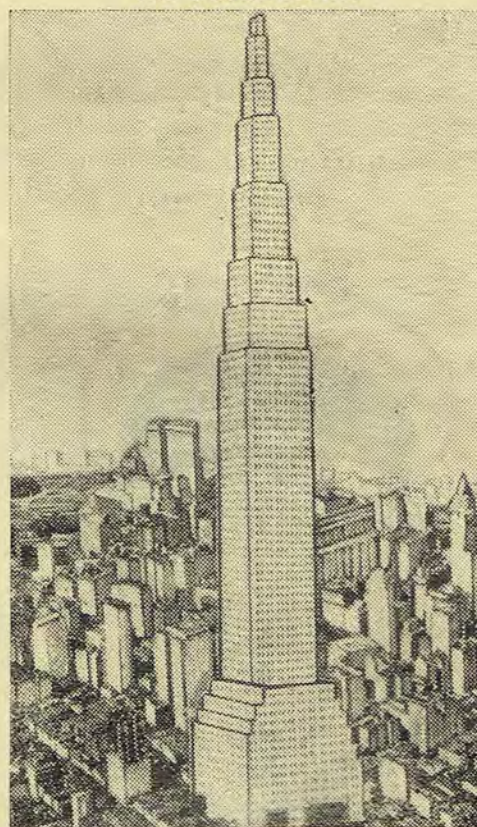
General der Inf.
Reinhardt.



Reichsminister a. D.
Koch.

In politischen Kreisen wird die Auseinandersetzung zwischen General Reinhardt und Reichsminister a. D. Koch, die sich an einen Artikel knüpft, den General Reinhardt über die Frage des Heeresersatzes in der „D. A. Z.“ veröffentlichte, lebhaft besprochen.

Ein Zukunftsbild.



Newyork nach der Errichtung
des Larkin-Palastes,
des höchsten Hauses der Welt.

Die Brüder Larkin in Newyork planen jetzt den Bau eines Wolkenkräfers, der mit 110 Stockwerken und einer Gesamthöhe von 1208 Fuß das höchste Gebäude der Welt werden soll. Der Larkin-Palast wird 226 Fuß höher als der Eiffelturm in Paris.

Wintersport im Obererzgebirge.



**Sprunglauf am 9. Januar 1927
an der Pöhlbergsschanze.**

Trotz einsetzenden Tauwetters gelang es dem Ski-Club Norweger 1896 am 8. und 9. Januar seine Vereinswettkämpfe durchzuführen. Unser Bild zeigt den Sieger der Jungmannen, Fritz Schubert, im Sprung über die große Schanze.

(Photo Otto Scheibel-Annaberg.)



Kommodore E. Kier,
einer der bekanntesten deutschen Kapitäne, ist im Alter von 57 Jahren gestorben. Er stand in

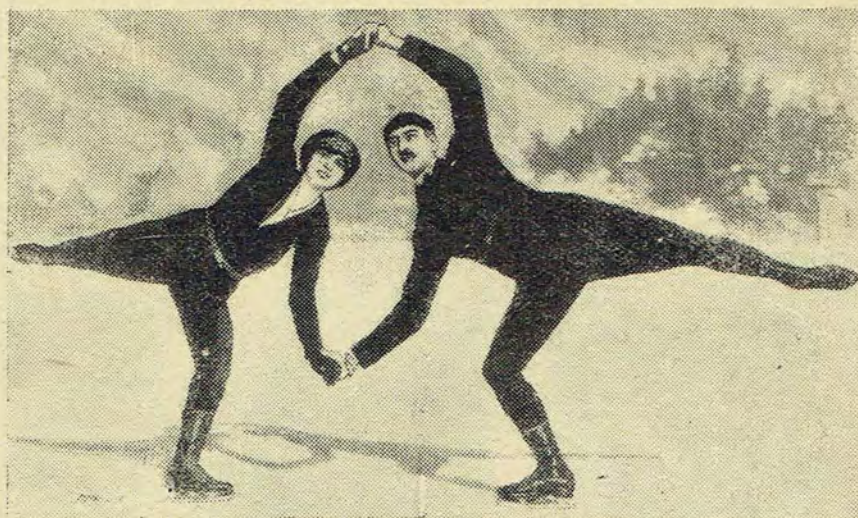
den Diensten der Hamburg-Amerika-Linie und kommandierte die Riesendampfer „Imperator“, „Albert Ballin“, „Reliance“ usw. Kapitän Kier galt als einer der tüchtigsten und zuverlässigsten Seeoffiziere Deutschlands.

Ein 90 jähriger Priester

Prälat Dr. Konstantin Gutberlet, der weiten Kreisen bekannte Zuldaer Philosoph und Theologe, der im vorigen Jahre auf eine 65 jährige Priestertätigkeit zurückblicken konnte, wurde am 10. Januar 90 Jahre alt.



Die Meister des Eiskunstlaufs.



Andree Joly und P. Brunet, Paris,
das jetzige Weltmeisterpaar im Eiskunstlauf. Die Kämpfe um die diesjährige Weltmeisterschaft im Eiskunstlauf werden Anfang Februar stattfinden.

Gefahren des Winters.



Vereiste Frachtdampfer im Hafen von Helsingfors,
die dort von der strengen Kälte überrascht worden sind. Zahlreiche Eisbrecher sind in Tätigkeit, um ihnen den Weg frei zu machen.